

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1845

3.7.1845 (No. 52)

Karlsruher Beobachter.

Nr. 52.

Donnerstag den 3. Juli

1845.

Ein alter Name.

Eine Novelle von Louise von G.

I.

Man ist heutzutage ungemein freigebig mit dem Titel Schloß. Jedes nur einigermaßen anständige Haus wird, sobald es einen adeligen Besitzer hat, ein Schloß genannt. Bei dem Gebäude, das ich jetzt beschreiben will, war es gerade umgekehrt; der Besitzer und alle Bewohner nannten es ein Haus, während es im vollen Sinne des Wortes ein Schloß genannt zu werden verdiente. Es war die Wohnung des Grafen Wolf von Auperg und das Stammhaus seiner alten Familie. Hier ganz gleiche Facaden, jede zwanzig Fenster lang und drei Stockwerke hoch, umschloßen einen ziemlich großen gepflasterten Hof, in dessen Mitte ein runder steinerner Brunnen sich befand. Dieser war gerade kein Muster architektonischer Kunst, nahm sich aber mit seinem hoch empor schießenden Wasserstrahl, der auch jetzt, im kalten Winter, nicht versiegt war, recht stattlich aus, und paßte zum ganzen massiven Gebäude, das mitten in einem geschmackvoll angelegten Parke lag. Aus den Fenstern der einen Facade über sah man eine große Strecke der na'en Landstraße, da die Gegend ganz flach war und das Auge ungehindert überall umherschweifen konnte. — Breite Sandsteintreppen führten in den ersten Stock, wo es aber auf den Gängen nicht so hell war, wie der Baumeister es ursprünglich bestimmt hatte, denn breitblättriger Efeu rankte sich vom Hofe aus bis zum dritten Stockwerke hinauf, und bezugte durch seine Höhe und seine Stärke das Alter des mächtigen Gebäudes, das er mit seinen Armen umschlang. Das Wappenschild des noch älteren Geschlechtes am innern Hofthor hatte er beinahe ganz mit seinen kräftigen Zweigen überwuchert; aber es schadete nicht, daß es unsichtbar geworden, denn Jedermann in der Umgegend wußte auswendig, daß die Familie Auperg ein rothes, von einem Dolche durchbohrtes Herz auf goldenem Grunde im Wappen führe.

Ueber den Ursprung dieses Wappens war eine Sage im Umlauf. Man erzählte nämlich, der Ahn des Hauses sei von einem Könige, der in den Krieg ziehen wollte, zum Wächter der Königin bestellt worden, die eine junge schöne Frau gewesen und auf deren Treue der bei weitem ältere Gemahl sich nicht zu verlassen wagte. Er band daher seinem Schloßvogt, Wolf Auperg, auf die Seele, sie zu hüten, worauf jener ihm zugeschworen haben soll, sie zu bewahren wie seinen Augapfel, und wenn er entdeckte, daß der Verdacht des Königs gegründet sei, ihm das durchbohrte Herz des Verräthers in das Feldlager nachzuschicken, so wahr er Wolf Auperg heiße.

Raum war der König fort, so fand der Vogt die Befürchtungen seines Herrn bestätigt; es war außer Zweifel, daß die

Königin eine heimliche Liebe hege. Aber trotz aller Mühe, trotz aller von ihm befohlenen Spione, konnte er nie ihres Buhlen habhaft werden; immer entging er ungesehen wie durch Zauberei seinen Händen. Endlich gelang es ihm eines Abends, das Liebespaar zu überraschen. Die Beiden waren im Garten und hatten sich vor einem nächtlichen Sommerregen unter das Dach einer breiten Linde geflüchtet. Als Wolf, der die Spur der Königin vom Hause aus verfolgt hatte, an sie heran schlich, konnte er sogar ihre Liebesworte vernehmen, die sie, auf ihres Buhlen Schulter gesüßt, mit süßer Stimme ihm zuflüsterte. Der Schloßvogt stürzte rasch vor und durchbohrte mit kräftigem Arm das Herz des Mannes. Als auf der Königin Geschrei die Diener mit Fackeln herbeieilten, sah Wolf, daß er seinen eigenen Bruder erschlagen, seinen jüngsten Bruder, einen Minnesänger, der sich schon längere Zeit am Hofe des Königs aufhielt und hoch in seiner Gunst gestanden hatte. Der harte Wolf ließ aber wirklich an demselben Tage noch der Leiche seines eigenen Bruders das Herz aus der Brust nehmen und schickte es, getreu seinem gegebenen Worte und seiner Dienerplicht, dem Könige in das Feldlager nach. Als dieser zurückkam, versief er seine Königin, den Schloßvogt Wolf Auperg aber schlug er zum Ritter und gab ihm auf goldenem Grunde, was die Treue an seinem Herrn bedeuten sollte, das rothe durchbohrte Herz zum Wappen. Seitdem hatte es, das bewies der alte Stammbaum, nie mehr als zwei Brüder zugleich in der Familie Auperg gegeben, die nun schon seit anderthalb Jahrhunderten in den Grafenstand erhoben war, und nie hatten diese beiden Brüder sich geliebt, im Gegentheil durch bitteren Haß — der Fluch der unnatürlichen That ihres Ahns, wie das Volk behauptete — Anlaß zu den traurigsten Familienzerwürnissen gegeben.

Unter dem vorletzten Besitzer des Schlosses und der Güter war aber die Familie auch in ökonomischer Beziehung ganz herunter gekommen. Die großen Güter waren so verschuldet, daß kein Ziegel auf dem Dache mehr dem Grafen gehörte, und als seine beiden Söhne erwachsen waren, besaß er nichts mehr als das Stammhaus mit dem Garten und einigen Aekern Landes. Alles Andere war in die Hände der Gläubiger übergegangen, und auch von diesem letzten Besitzthum drohten sie ihn täglich wegzutreiben, da es nur noch dem Namen nach ihm gehörte; denn längst schon überstiegen die geliehenen Summen den Schätzungswert des Hauses, der freilich viel zu gering angegeben war, wie das bei größeren Gebäuden immer der Fall ist. Da rettete sein ältester Sohn, der jetzige Besitzer, seine Familie vor dem gänzlichen Untergang, indem er eine häßliche, aber unermesslich reiche Erbin heirathete und von ihrem Gelde alle Hypotheken einlöste. Sie starb bald nach der Vermählung — man sagte, sie habe sich selbst den Tod gegeben — aber sie hinterließ ein Testament, worin ihr Gemahl zum Universalerben ernannt war, und dieser beschloß nun, ein Majorat zu errichten, auf daß seine Familie

nicht wieder so tief sinken könne und alle Zukunft würdig repräsentirt werde.

Seit dem Tode der Gräfin Bertha waren dreißig Jahre verflossen. Graf Wolf hatte sich nicht wieder vermählt und war jetzt beinahe sechzig Jahre alt. Er war geachtet und gefürchtet, aber dennoch geliebt, denn er war ein gerechter Herr für seine Untergebenen, ein zuverlässiger Freund für seine Bekannten, und der aufopferndste zweite Vater für seine einzigen Verwandten, die Wittve und die Söhne seines früh verstorbenen Bruders. Sein höchstes Interesse war, die Zukunft seiner Familie so sicher als möglich zu gestalten, und er erwartete jetzt täglich die fürstliche Bestätigung des von ihm gegründeten Majorats.

Sein ältester Nefse, der muthmaßliche Majoratsherr, Reinhard, diente in einem Reiterregiment in der Residenz, zum großen Leidwesen des Oheims, dessen dringendster Wunsch es gewesen, daß Reinhard, nachdem er die Rechte studirt und einige Reisen gemacht, auf einem der Güter wohnen möchte, um sich einstmals etwas mit der Verwaltung derselben bekannt zu machen. Was die Studien und das Reisen betraf, hatte sich Reinhard gefügt, beim letzten Punkt freilich am leichtesten. Nach seiner vor drei Jahren erfolgten Rückkehr aber hatte er den Oheim so lange gedrängt und gebeten, bis ihm dieser endlich erlaubte, eine Zeit lang in ein Regiment zu treten. Sein Vorwand war, er müsse durchaus in der Hauptstadt einige Verbindungen anknüpfen und sich für seine künftige Lebensstellung mit dem Adel des Landes befreunden; auch zog er allerlei günstige Schlüsse aus seinem nähern Verhältnisse zum Erbprinzen, dem er als Adjutant zugeheilt war.

(Fortsetzung folgt.)

Ticonderoga.

(Schluß.)

Die Wirkung der Erscheinung und besonders dieser Worte auf Inverawe war fürchterlich. Er gedachte auf seinem schlaflosen Lager des Donnererschlags bei jenem Coast, er gedachte seines Sohnes, der in fernen Ländern weilte, und die Besorgniß, daß er als Opfer für ihn fallen würde, ergriff ihn so quälend, daß, als seine Gattin mit dem ersten Strahl des Morgens aus ihrem Schlaf erwachte und sie sein erschöpftes, kummervolles Antlitz sah, es ihr leicht ward, die Begebenheit der letzten Nacht von ihm herauszulocken, die er gern vor ihr geheim gehalten hätte. Von neuem drang sie in ihn, den Fremdling den Gerichten auszuliefern, doch sein Ehrgefühl gab das nicht zu, und alles, was sie von ihm erlangen konnte, war, daß er ihn nöthigen wolle, einen andern Zufluchtsort zu suchen.

Das helle Licht der Sonne, die Thätigkeit und Geschäftigkeit des Tages ist ein treffliches Heilmittel gegen alle Phantome nahenden Unglücks, welche die schweigende Nacht wohl in uns erwecken kann. Auch Inverawe und seine Gattin fühlten sich leichter, als sie vielleicht für möglich gehalten hätten, und selbst der Name des Orts, wo sein Schicksal sich entscheiden sollte, gab Inverawe Mittel an die Hand, sich zu überreden, das Ganze sei doch nur ein Gebilde seiner eigenen Phantasie. Aber die dunkler werdenden Schatten des Abends führten alle Schrecken der ver-

gangenen drei Nächte wieder herbei. Doch bereitete er sich zum letzten Gange nach der Höhle vor. Ein Korb ward mit Lebensmitteln gefüllt, und auf dem gewohnten Umwege begab er sich zu seinem Schützling, unterwegs seine Gedanken ordnend, wie er ihm die Nothwendigkeit vorstellen könne, seinen jetzigen Zufluchtsort zu verlassen.

Als er der Höhle nahte, sah er kein Licht leuchten, und als er ihn mit Vorsicht rief, antwortete ihm nur der Widerhall seiner eigenen Stimme. Er rief noch einmal und lauter — keine Antwort. Ein kalter Schauer erfaßte ihn. Er gedachte der letzten Worte der Erscheinung. Doch sich ermutigend, zündete er ein Licht an und kroch in die Höhle; ein kurzer Ueberblick des Innern überzeugte ihn, daß der Fremde gegangen sei. Noch einmal ließ er laut und kräftig seine Stimme erschallen — er war fort, denn er rief. Und wenn er sich auch zum Theil erleichtert fühlte, daß er seines Wortes ohne sein Zuthun enthoben sei, ergriff ihn doch ein geheimes Bangen, wenn er der Worte der Erscheinung gedachte: „Dein Blut muß jetzt fließen.“

Die nun folgende Nacht schlief er zwar wenig, doch die Erscheinung störte ihn fortan nicht mehr. Die Zeit ging hin, der Schrecken des Erlebten erblich, je mehr es in die Vergangenheit zurücktrat. Sein Sohn war in Hülle der Gesundheit wiedergekehrt, und sie gedachten fast nicht mehr dessen, was einst so zermalmend in ihr Leben eingetreten war.

Eines Abends saß Inverawe mit seiner Gattin, seinem Sohn und jenem jungen Verwandten, George Campbell, im traulichen Gespräch, als ein Packet Briefe gebracht wurde. Er öffnete sie hastig, und rief, als er den ersten Brief gelesen: „Ha, die schwarze Wache wieder! Hier gibt es Neuigkeiten!“ Sein Freund Grant schrieb ihm, daß er zum Obristleutnant, Inverawe zum Major und sein Verwandter George Campbell zum Fähnrich bei dem neu errichteten schottischen Regiment ernannt sei, und daß man mit jedem Augenblick einem Befehl entgegensehe, die Truppen nach Amerika einzuschiffen, wo der Krieg mit den Franzosen bedeutendere Streitkräfte erfordere. Die beiden zum Dienst Berufenen waren hoch erfreut über die Nachrichten, nur Inverawe's Sohn, Donald, konnte seinen Unmuth nicht unterdrücken, bei dieser Gelegenheit übergangen zu sein. Wohl gab er sich scheinbar zufrieden, als seine Eltern ihm vorstellten, daß er als Stütze seiner Mutter zu Hause nothwendiger sei, als im Felde, und in den eifrigen Vorbereitungen zur schnellen Abreise übersah man ganz die Niedergeschlagenheit des jungen Mannes.

Inverawe ging mit seinem jungen Vetter zum Heere ab, und wurde mit Herzlichkeit von seinem alten Freunde empfangen, der ihm erzählte, wie er seine Anstellung als Obrist der freien Wahl seiner Landsleute verdanke. Inzwischen war der Befehl zum Ausbruch des Regiments angekommen, und George Campbell war am Abend vor der Einschiffung eifrig mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt, als Jemand an seine Thüre klopfte, und auf seinen Ruf: „herein!“ stand sein junger Vetter Donald vor ihm. Verwundert und erfreut, den weit entfernt Gebliebenen so plötzlich vor sich zu sehen, ließ er sich leicht das feierliche Versprechen abnehmen, seinen Jugendfreund in einer höchst wichtigen Angelegenheit zu unterstützen, hätte es aber gern wieder zurückgenommen, als er hörte, daß diese in nichts Geringerem bestünde, als ihn ohne seines Vaters Wissen mit nach Amerika zu nehmen, wo er als Volontär dienen wolle. Doch mußte er sich fügen, und da er zu einem andern Schiff als der alte Inverawe gehörte, ward der Wunsch sehr leicht zu erfüllen, indem er ihn für einen seiner Diener ausgab, wie denn viele Hochländer ihre eigenen Diener mit sich führten.

Die Ueberfahrt war glücklich und schnell; das Regiment landete in New-York in Kraft und Gesundheit; und machte sich

nach kurzer Rast nach Albany auf den Weg. Die Indianer glaubten in der Kleidung der Hochländer Aehnlichkeit mit der ihrigen zu finden, und hielten sie für ihres Stammes. Daher stellte sich bald ein sehr freundliches Verhältniß her, das nur zuweilen durch die Rohheit einzelner Europäer getrübt wurde.

Der junge Inverawe schützte einen jungen Indianer vor einer solchen höhnnenden Beleidigung, und es entspann sich zwischen diesen beiden jungen Leuten eine Freundschaft, die mit ihrer längern Bekanntschaft nur inniger und fester wurde. Später hatte der Indianer, der sich „Adlers Auge“ nannte, Gelegenheit, den Vater seines jungen Freundes von einer drohenden Gefahr zu retten, indem sein scharfer Blick im Gebüsch, wohin er einige englische Offiziere zur Jagd begleitet hatte, einen feindlichen Indianer gewahr ward, und nur dadurch den Major vor dem Pfeile desselben rettete, daß er ihn zu Boden warf, wobei er selbst leicht an der Schulter verwundet wurde, aber auch mit seiner sicher treffenden Kugel den Gegner erlegte. Der alte Inverawe verlangte zu wissen, wie er ihn belohnen könne, und nahm den Indianer, auf seine Bitte, an Sohnes Statt an, bei welcher Gelegenheit er auch die Gegenwart seines Sohnes im Lager erfuhr, und die Ueberraschung und Freude, die er über dieses unerwartete Zusammentreffen empfand, ließ ihn ganz vergessen, daß er seines Sohnes Ungehorsam zu tadeln hätte.

Die englische Armee, welche im Jahre 1757 ziemlich unthätig gewesen war, bekam in ihrem neuen General Abercromby, der Lord Loudon folgte, einen thätigern Führer. Die Operationen begannen mit dem Anfange des Jahres 1758 mit erneuter Kraft, und auch das schottische Regiment erhielt Befehl sich der Operationslinie anzuschließen.

Es war einige Tage vor diesem Ereigniß, als Obrist Grant mit dem Major Campbell im freundlichen Gespräche des Abends bei einander saßen. Der Zufall brachte das Gespräch auf Geisteserscheinungen, die der Obrist geradezu als unmöglich verwarf. Die Erinnerung an jene merkwürdigen drei Tage seines Lebens traten mit einer Lebendigkeit vor Inverawe, daß er erbleichte, und, von dem spottenden Tone seines Freundes verlegt, und gedrängt von seiner freundlichen Zusprache, die bald an die Stelle des Spottes trat, ihm jene Erscheinungen erzählte, und auch die Prophezeiung nicht verbarg, die ihm geworden.

Am andern Tage wurden die höhern Offiziere des Heeres zu einem Kriegsrathe in's Zelt des Oberbefehlshabers gerufen. Die Berathung dauerte lange, und als endlich Obrist Grant zu seinem Regiment zurückkehrte, eröffnete er ihnen, daß sie bestimmt seien, das Fort Defiance zu stürmen. Inverawe und mit ihm alle übrigen Offiziere des Regiments waren hoch erfreut über diese Nachricht, und ihre Fröhlichkeit nahm bei dem folgenden Banquet, das der Obrist ihnen gab, immer mehr zu, während der Obrist, von eigenthümlichem Trübßinn davon zurückgehalten, zeitig aus der Gesellschaft der Fröhlichen sich begab; am aufgeregtesten waren die Inverawe's, Vater und Sohn.

Am andern Morgen brach das Regiment auf, und ohne vom Feinde bemerkt zu werden, schiffte er über den See George und landete in geringer Entfernung vom Fort. Seltsam wurde der Major und sein Sohn während der Ueberfahrt von der täuschenden Aehnlichkeit der Gegend mit ihrer Heimath ergriffen. Schweigend und in Erinnerung verloren, betrachteten sie die Gegend umher; doch schwanden diese Gefühle bald in der Erfüllung ihrer Dienstpflichten, und als am nächsten Morgen ein erster Angriff auf die Außenwerke der Festung gemacht wurde, zeichneten sich beide durch ihren Muth und die Ausdauer aus, mit der sie den Feind bekämpften, der nach hartnäckigem Kampfe in die innern Verschanzungen zurückgedrängt wurde.

Die zur Recognoscirung der Werke ausgeschickten Offiziere und mehrere Espione hatten von den Werken als von noch unvollendeten gesprochen. Es zeigte sich anders. Ein furchtbarer, ununterbrochener Kugelregen empfing die Stürmenden, und mähte die anrückenden Engländer colonnenweise nieder, noch ehe sie mit dem Feinde hatten handgemein werden können. Das schottische Regiment war zur Reserve aufgestellt, da es im ersten Treffen activ gewesen war. Aber wie es die Verheerungen des feindlichen Geschüzes unter ihren Kampfgenossen sah, verlangte es stürmisch vorgeführt zu werden, um Theil an dem heißen Tage zu nehmen, und trotz der Bitten und Befehle des Obristen rückte es vor und drang wüthend gegen die Wälle an. Aber auch ihre Bemühungen waren fruchtlos, und nach einem großen Verlust ließ der General Abercromby zum Rückzug blasen.

Mit Mühe sammelte der Obrist vom Regiment der Hochländer einige kleine Trümmer. Er vermiste den Major und seinen Sohn, und da die Franzosen das Feuer eingestellt hatten, durchsuchte er mit trübem Vorgefühl das mit Leichen und Verwundeten dicht übersäete Schlachtfeld. Er sah viele ihm bekannte und innig befreundete Gesichter, die entweder schon erkaltet lagen oder den letzten Todeskampf kämpften. Endlich bemerkte er einen Indianer unter einem Eichbaum sitzend, bewegungslos und ernst blickten seine Augen nieder auf das Antlitz eines jungen Mannes, der kalt und starr vor ihm ausgestreckt lag — es war der junge Donald und sein Freund „Adlers Auge.“ Wenige Schritte davon lag ein Offizier, schwer verwundet; sein Rücken zum Theil unterstützt von dem Körper seines Pferdes, das unter ihm getödtet worden war. Mit Schmerz erkannte der Obrist in ihm seinen Freund, Major Campbell von Inverawe. Seine Augen starrten mit einem Ausdruck des Schreckens in die Luft. Adlers Auge legte den Leichnam Donalds neben seinen Vater, der, als er die Züge seines Sohnes erkannte, seinen Blick auf ihn hin wandte. „Mein Sohn!“ sagte er leise und schwer. „Es ist, wie ich dachte! — Er ist dahin! — Doch ich werde bald bei dir sein, Knabe! — Gott helfe und frisse deine Mutter!“

Wohl wollte ihm Grant Muth einsprechen, doch er winkte schwach mit der Hand. „Meine Stunde ist gekommen. — Vergeblich wollte deine Freundschaft mir die Wahrheit verbergen. Ich habe ihn gesehen — fürchterlich gesehen! — und das ist Ticonderoga!“

„Verzeih mir, Inverawe“ sagte der Obrist, „meinen Betrug, er war wohl gemeint. Freilich ist es Ticonderoga — doch ermanne dich — was du sahst war nur ein Gebilde deiner Phantasie! — Inverawe! Barmherziger Himmel, er ist todt!“

Die Wiedereröffnung des hiesigen Hoftheaters.

Dem Beispiele vieler Bühnen folgend, wurde unser Hoftheater dieses Frühjahr auf etwas über 6 Wochen geschlossen; namentlich um die meisten Urlaube der Bühnenmitglieder in diese Zeit zu verlegen, damit das Gesamtpersonale (soweit nicht besondere Contractverhältnisse es unthunlich machen) im Laufe des Jahres in ununterbrochener Thätigkeit, ein möglichst gutes Repertoire zu bieten vermag, was bei den ausgezeichneten Kräften welche wir besitzen, mit gehöriger Benützung derselben auch mehr als irgendwo der Fall sein kann. —

Mit Spannung sah man der Wiedereröffnung entgegen, denn unserem theaterlustigen Publikum war die lange Pause nicht

sehr willkommen. Die Umstände brachten es jedoch mit sich, daß wir seit dem Wiederanfang in einigen ersten Fächern der Oper statt unserer ersten Mitglieder Gäste zu hören bekamen. Wollten wir diesen Umstand — der übrigens mindestens dieses Jahr schwer zu beseitigen gewesen sein sollte — auch als im Widerspruch mit der Maßregel des Schließens beanstanden, so würden wir ungerecht gegen unsere hochzuehrenden Gäste gehandelt haben, denn die Leistungen der Fräulein Marx so wie jene des Herrn Böttcher verdienten und fanden die vollste Würdigung. Fräulein Marx gab die Lucretia Borgia, Alice und Prinzessin im Robert zugleich *), Agathe im Freischützen und die Norma; Herr Böttcher den Grafen in ersterer Oper, Bertram, Kasper und Drossel in den Anderen.

Wenn gleich die erwähnten Resultate dem größeren Theile unseres Publikums bekannt sind, weil das Haus stets gut besetzt gewesen, so glaubt man doch den geehrten Gästen einen dankbaren Nachruf schuldig zu sein, der ihnen in den betreffenden Draganen mit größerer Ausführlichkeit werden mag.

Aus der Zeit.

— Mainz, 27. Juni. Das neue Regulativ bezüglich des Transports der Effecten von den Dampfschiffen und der Eisenbahn findet hier allgemeine Anerkennung, und kann solches für andere Städte als Muster dienen; jedenfalls wird dadurch nicht nur das reisende Publikum zufrieden gestellt, sondern es erreicht auch der Staat selbst zu offenbarem Vortheile, da es früher öfters vorkam, daß Reisende, wegen des übertrieben hohen Tarifs für die Packträger, unsere Stadt mieden und in Bieberich die Dampfboote verließen.

— Berlin, 27. Juni. Die Reise Sr. Maj. des Königs nach Kopenhagen soll, einer glaubhaften Mittheilung zufolge, nicht nur für den preussischen, sondern auch für den gesammten deutschen Handel ein sehr günstiges Resultat erzielt haben. Es heißt, daß die dänische Regierung nun geneigt sei, den lästigen Sundzoll aufzuheben und dafür ein für allemal eine Geldentschädigung zu nehmen. Der Besuch unsers Monarchen beim Könige von Dänemark dürfte auch nicht ohne Einfluß auf die Verwaltung der Herzogthümer Schleswig und Holstein bleiben.

— Berlin, 28. Juni. Der Krawall vor dem Kroll'schen Etablissement ist der Gegenstand der lauten Tagesdebatte und man hört selbst von Beamten öffentlich den Unverstand tadeln, welcher zu solchen Excessen Veranlassung gab. Unter den Verhafteten befinden sich Leute, die nur durch Zufall oder aus harmloser Neugierde dahin gekommen waren. Gewiß haben die Urheber eine schwere Verantwortlichkeit; Hr. Kroll aber gibt nichtsdestoweniger heute wieder eine „florentinische Nacht.“

— München, 27. Juni. Da Königin Victoria auf Ihrer Reise nach Coburg Ende Juli durch Frankfurt kömmt, so wird,

*) Ein Kunststück wozu auch die Umstände nöthigten, darum schon deshalb keine Mißbilligung darüber, weil die Künstlerin die Aufgabe mit dem schönsten Erfolge gelöst hat.

wie ich eben höre, Se. Maj. unser König in jener Stadt mit Englands Regentin zusammentreffen, wenn nicht etwa Königin Victoria auf jener Reise bayerisches Gebiet berühren sollte, was letzteres bis jetzt noch nicht bestimmt ist. Seltamerweise durchreist Englands Monarchin gerade zu jener Zeit einen Theil von Deutschland, wo man sich hoffentlich bezüglich der englischen Industrie auf dem Zollcongreß zu Karlsruhe nicht allzufreundschaftlich aussprechen wird.

— Wien, 19. Juni. Auf einen Artikel aus Berlin im Rheinischen Beobachter, der zur Rechtfertigung der Ausweisung der beiden bairischen Abgeordneten aus Preußen geltend macht, daß in Frankreich, Oesterreich u. s. w. noch weit strengere Maßnahmen dieser Art von Seite der Polizei vorkämen, ist zu bemerken, daß man bloß einen Fall weiß, wo eine notorische Person, mit dem Passiva eines österreichischen Gesandten versehen, geradehin, ohne faktische Veranlassung, hier ausgewiesen worden ist, während seiner Zeit ein Rotteck, Uhland u. s. w. hier mit aller Gastfreundschaft beherbergt worden sind.

— Zürich, Höggen, 29. Juni. In unserer heutigen zahlreich versammelten Gemeinde wurde dem Hrn. Dr. Steiger und seiner Familie das Bürgerrecht geschenkt.

— Brüssel, 26. Juni. Der Sturz der ultramontanen Partei in Brüssel und Antwerpen hat auf die öffentliche Meinung in Gent keinen unbedeutenden Einfluß geübt. — Der König und die Königin sind gestern auf einem Specialconvoi nach Ostende abgefahren, wo sie sich nach England einschiffen werden.

— London, 27. Juni. Der König und die Königin der Belgier sind im Buckingham-Palaste eingetroffen. — Der König der Niederlande ist in London erwartet.

— Madrid, 23. Juni. Die Madrider Zeitung veröffentlicht heute das vom 18. Juni datirte Circular des Conseilpräsidenten Narvaez an die Generalkapitäne in Bezug auf die Abdication des Don Carlos. Der Generalkapitän von Madrid fügt einen Commentar hinzu, in welchem er die Ansprüche des Sohnes des Don Carlos als lächerlich und anmaßend bezeichnet. — Die Behörden überwachen auf das schärfste die Carlisten, welche wieder Umtriebe anzujetteln geneigt scheinen.

Verschiedenes.

— Wie jedes Alter, so arbeitet in London auch jeder Stand. Alle beseelt ein allgewaltiger Arbeitsgeist und wen die Nothwendigkeit nicht treibt, den reizt der Gewinn. Hoffnung und Furcht stacheln den Fleiß und Stände, die in jeder andern Hinsicht nichts gemein zu haben scheinen, sind in dieser sich gleich. Der Sachwalter — Talfourd z. B., ein reicher Mann — arbeitet täglich seine zwölf bis sechzehn Stunden; mehr thut der ärmste Spitalfelder Weber nicht. Der Maler, Mitglied der königlichen Akademie, hält von zehn bis fünf den Pinsel; ebensolange führt der Comptoirdiener die Feder. Der Arzt — Bodin z. B. — sitzt von früh bis Abend, oft bis spät in die Nacht in seinem Wagen; der Kämerer spannt Morgens ein und Abends aus. Der Unterschied besteht bloß in der Summe des Taglohns, — hundert Pfund bei dem Einen, fünf Schillinge beim Andern.